

Ein Brief für Albertine (von Christof Wolf)

Als ich mir vornahm einen historischen Roman zu schreiben, der überwiegend in Hachenburg und Marienstatt spielen sollte, versuchte ich mir vorzustellen, wie das einstige Hagenberg wohl ausgesehen haben mochte – damals vor einigen Jahrhunderten. In zeitlichen Sprüngen durch die verschiedenen Epochen versuchte ich mich meinem Ziel, dem Mittelalter, anzunähern. So streifte ich auf meiner gedanklichen Zeitreise durch die Geschichte auch durch das Hachenburg im 18. Jahrhundert. In meiner Fantasie unternahm ich einen Spaziergang durch den Burggarten und stand plötzlich vor einer mächtigen Stadtmauer. Diese umschloss Hachenburg bereits zu der Zeit, als man die namenlose Siedlung noch als die Civitas an der Hagenburg bezeichnete. Das steinerne Bollwerk bot der Bürgerschaft Schutz vor Belagerung, Plünderi und Brandschatzung. Und natürlich verdiente auch Johann August Burggraf von Kirchberg Graf zu Sayn-Wittgenstein durch die Festlegung von Maßen, Zöllen und Handelssteuern ordentlich mit.

Schnellen Schrittes marschierte ich zum großen Obertor am östlichen Ende der Stadt, und ich war erleichtert, als zwei ernst dreinschauende Hellebardenträger mich passieren ließen. Gemächlich schritt ich durch die mit Fachwerkhäusern gesäumte Obergasse. Farbenfrohe Wolldecken und bunte Beinkleider, die die Frau eines Strumpfwegers in feinsten Qualität zu weben vermochte, bestimmten das Erscheinungsbild der engen Gasse. Denn dieser Weber hatte sich mit seiner Familie neben dem alten Töpfermeister Wehler niedergelassen und verrichtete seit kurzer Zeit in der herrschaftlichen Färberei und Strumpfweberei in der Herrnstraße seinen Dienst.

Gerade erreichte ich den nahezu quadratischen Marktplatz am Fuße der Hagenburg, als der letzte Glockenschlag der Marktuhr am Turm der protestantischen Stadtkirche das Marktgeschehen eröffnete. Langsam ließ ich meinen Blick über den Platz schweifen, auf dem nun ein geschäftiges Treiben herrschte. Untermalt von dem aufflammenden Stimmengewirr der Händler, hörte ich Arbeitsgeräusch. Ich blickte mich um und erspähte eine Handvoll Handwerker. Emsig waren diese damit beschäftigt, mit Lehm und Gestein Frostschäden an der riesigen Außenmauer des Schlosses, das über der Stadt zu thronen schien, auszuflickern. Das Holzgerüst, das an der Mauer lehnte, schienen beinahe bis in die weißen Wolken hineinzuragen, die wiederum aussahen wie sanft dahintreibende Boote in einem endlosen, ozeanblauen Himmelsmeer. Auf den oberen Gerüstbrettern flitzten Männer umher. Eifrig nahmen sie Steine entgegen, die an langen Tauen in die Höhe gezogen wurden. Am Fuß des fragilen Holzkonstrukts hockten Steinmetze über bereits vorgearbeitete Felsbrocken, die aus dem Stöffelbruch stammten. Mit Unterarmen, so dick wie die Äste einer hundertjährigen Eiche, hieben die Männer rhythmisch ihre Hämmer und eiserne Meißel auf den Stein. Ein nahezu melodischer Klang hallte über den Marktplatz.

Unter die feuchte Frühjahrsluft mischten sich die unterschiedlichsten Gerüche: Der Duft von gebratenem Speck mengte sich mit dem Qualm der Reisigöfen, in denen man Bachforellen und Lachse räucherte. Das Brackwasser in den vom Regenschauer übrig gebliebenen Pfützen roch faulig, ebenso das Wasser im achteckigen Steinbrunnen, der die Mitte des Marktes markierte. Am Stand eines Fleischhauers

hingen Schweinehälften am Haken. Auf dem blutverschmierten Tisch davor lagen Ochsenchwänze. Ein Geselle tauchte gerade einen dieser Schweife in einen Bottich mit heißem Wasser, um ihn anschließend mit einem scharfen Messer zu enthaaren. An einer Kordel über ihm baumelte ein ausgeweidetes Kaninchen. Damit es sich vom Leib einer Katze unterscheiden ließ, hatte der Geselle die Hasenpfoten drangelassen.

Plötzlich fiel mir eine feine Dame auf. Ihre weiße Haut glich feinstem Porzellan. Die vornehme Silhouette ihres Gesichts würde jedem Scherenschnitt schmeicheln. Sie wirkte gepflegt und stach aus der Szene hervor wie eine rote Mohnblume im Weizenfeld. Angewidert ob des blutigen Anblicks und des leicht süßlichen Geruchs, der den Verkaufsstand des Fleischhauers stets umgab, rümpfte sie die zierliche Nase. Schnell zückte sie ein besticktes Taschentuch und schon bald entspannte der Hauch einer Lavendelessenz, mit dem es beträufelt war, ihre Gesichtszüge. Unwillkürlich folgte ihr mein Blick. Elegant und in feinen Lederstiefeletten, die bis zur Wade geschnürt waren, schritt sie über den gepflasterten Markt. Ihr Ziel schien das steinerne Gasthaus des Grafen zu sein, das man, ob des gekrönten Mohrenkopfs auf dem schmucken Ziergiebel, auch das ›Gasthaus zur Krone‹ nannte. Eine Böe erfasste die breite Krempe ihres vornehmen Hutes, doch ein lindfarbendes Band, das sich sanft um das vornehme Kinn der Frau legte, verhinderte, dass der Wind diesen davontragen konnte. Instinktiv zog die Dame den Kopf ein und der Wollmantel in feinstem Tannengrün, besetzt mit einem flauschigen Fuchskragen, bot ihr Schutz vor der frischen Frühjahrsbrise. Da von den wenigen Wolken am Himmel keine Regengefahr drohte, nutzte sie den mit Rüschen besetzten Damenschirm als Spazierstock.

Um den Marktbrunnen herum boten Bauern und Händler lautstark ihre Waren feil. Ein Bader, der seinen Wagen quer vor dem Bassin platzieren konnte, befreite gerade einen Patienten von einem eingewachsenen Fußnagel, während auf der Rückseite des bunten Karrens ein einäugiger Wunderheiler sein Heilmittel in kleinen Phiolen anpries. Dieses konnte seinen Ausführungen nach nicht nur von Sodbrennen befreien, sondern, sofern äußerlich aufgetragen, auch Sackratten vertreiben. Die junge Madame hielt kurz inne und lauschte interessiert. Sie musste schmunzeln, doch schon im nächsten Moment setzte sie einer aufgesetzten Empörung im Gesicht ihren Weg fort. An der Pforte des Franziskaner Klosters, das sich neben dem Gasthaus zur Krone befand, saß ein in Lumpen gehüllter Kerl. Langsam streckte er der Frau eine zitternde Hand entgegen. Aus dem Nichts kommend, klatschte plötzlich die Reitgerte eines uniformierten Mannes, der soeben das Wirtshaus verlassen hatte, auf die Handfläche des armen Teufels. Mehr erschrocken, denn verwundet, entfuhr dem Bettler ein schriller Schrei. Wenngleich es sich für eine feine Dame nicht schickte, empörte sich die Frau lautstark und warf dem vermeintlich feinen aber ungehörig rüden Herrn Worte hinterher, die selbst dem Bettler einen Satz roter Ohren verlieh. Aber die junge Frau kannte den armen Gesellen seit Jahren, und sie wusste, welch ein dramatisches Schicksal dazu geführt hatte, dass dieser fortan ein Leben unter den Bettelleuten führen musste. Und wann immer sie zum Marktplatz kam, hielt sie Ausschau nach ihm und legte ihm einen

kleinen Obolus in die ausgestreckte Hand. So auch heute. »Ich danke euch, Albertine«, gab der Mann kaum hörbar von sich.

Vor einigen Jahren hatte Albertine, so der Name der feinen Lady, dem familieneigenen Grünschen Hof, den einst ihr Urgroßvater, Stadtschultheiß Johann Wilhelm Grün erworben hatte, den Rücken gekehrt. Da dieser außerhalb der Stadtmauern lag, zog sie eines Tages ins durchaus feudalere Beustsche Haus, einem ehemaligen Burgmannensitz. Dieser Barockbau befand sich gegenüber der Strumpffabrik in der Herrnstraße und gehörte dem Regierungsdirektor von Beust, mit dem Albertine verschwägert war. Sie genoss das Stadtleben und mischte sich gerne auch einmal unter das normale Volk. Vor allem an den Tagen, an denen die Postkutsche nach Hachenburg kam. Sie konnte das Eintreffen der Equipage kaum erwarten, denn mit dieser war stets die Chance groß, dass einer ihrer Vertrauten ihr einen Brief mitschickte. Einer ihrer Freunde, die mit IHM verkehrten, dem Mann, dem der neue Geist von Aufbruch, Sturm und Drang innewohnte. Das, was Maximilian Klinger und vor allem dessen Kumpel Ludwig, bei dem ER ab und zu in Gießen einkehrte, vom IHM zu berichten vermochten, entsprach genau ihrer Weltanschauung.

Zwar war es mir von meinem Standort am Brunnen nicht möglich ihre Gedanken zu lesen, doch konnte ich erkennen, dass sie aufgereggt wie eine kleine Göre von einem Bein auf das andere wechselte. Was mir verborgen blieb, war, wie sehr sie sich innerlich nach IHM verzehrte und dass sie alles hergäbe, um IHM einmal ganz nahe zu sein. Könnte es tatsächlich in Kürze soweit sein? Maxi Klinger stellte ihr in seinem letzten Brief in Aussicht, sie könne ihrem Schwarm vielleicht bald in Wetzlar begegnen. In seinem nächsten Brief wollte er ihr mitteilen, wann sie sich auf den Weg machen sollte. Seitdem kreisten ihre Gedanken nur noch darum, wie es ihr in Wetzlar gelingen sollte, SEINE Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Was würde sie IHM sagen? IHM, dem ... Während Albertine ihren Gedanken nachhing, brauste plötzlich Applaus auf. Der Bader hatte einer schreienden Alten gerade einen maladen Zahn gezogen. Und tatsächlich übertönte das Händegeklapper der Leute beinahe das Getrappel der nahenden Pferdehufe.

Die Postkutsche traf ein und hielt vor der Krone. Ich sah, wie Albertines Schultern vor Aufregung bebten. Erwartungsvoll blickte sie zum Postillion hinauf. Galant sprang dieser vom Bock, baute sich wie eine Kerzenflamme gerade vor ihr auf und lupfte seinen Hut, den eine leuchtende Pfauenfeder zierte. Mittlerweile kannte er die junge Frau, die bei seiner Ankunft stets ungeduldig nach Post fragte. Und da er ihrer Frage heute zuvorkommen wollte, griff er lächelnd am breiten Revers seiner dunkelblauen Uniformjacke vorbei und zog eine mit Kordel und Siegel versehene Depesche aus dem Innern hervor. Zittrig nahm Albertine den beigefarbenen Umschlag entgegen und betrachtete stumm das rote Siegel. Rasch brach sie es und überflog aufgeregt, was dort in geschwungenen Lettern geschrieben stand. Die Sonne verschwand hinter einer der weißen Wolken am Firmament. Doch Albertines leuchtende Augen schienen die grauen Schatten zu vertreiben. Freudentränen bahnten sich den Weg über ihre rosigen Wangen. Neugierig, wie ich war, näherte ich mich der Kutsche, von wo aus ich gerade noch die Worte

entziffern konnte, die Albertine stumm, aber vor Glück selig, vor sich hinmurmelte: »Johann Wolfgang, ich komme!«

Als ich meinen historischen Roman *Civitas* (Synonym für das mittelalterliche Hachenburg) schrieb, musste ich mir natürlich vorstellen, wie Hachenburg in bereits vergangenen Epochen ausgesehen haben mochte. Ich recherchierte in verschiedene Richtungen und traf dabei auch auf Albertine, die sich durch ihren Briefwechsel mit Freunden aus Dunstkreis des jungen Johann Wolfgang von Goethe bis in die heutige Zeit als Literatin unserer Stadt einen Namen machte. Ich hoffe, Ihnen hat meine kurze Begegnung mit Albertine ein wenig Freude bereitet. Und falls Sie noch mehr zur Geschichte Hachenburgs, Hagenbergs oder auch zur ›*Civitas* um die Hagenburg‹ wissen möchten, und wie es zur Gründung des nahegelegenen Klosters Marienstatt kam, dann empfehle ich Ihnen meinen historischen Roman »*Civitas* a. d. 1200 – Das Geheimnis der Rose«, ein Roman, der genau dort endet, wo der Film »Hagenberg« beginnt.